

Zur Geschichte der Juden in Drensteinfurt

Sabine Omland

Die Anfänge der jüdischen Gemeinde

Die Anfänge der Gemeinde reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Schon 1581 lebten nachweislich Juden in Drensteinfurt. In diesem Jahr stellte der Droste zu Wolbeck auf einer Sitzung der Ständevertreter aus Münster fest, dass trotz des Ausweisungsbeschlusses von 1560 noch 11 Stiftsstädte, darunter Drensteinfurt, Juden beherbergten. Im 18. Jahrhundert jedoch lebten keine Juden mehr in der Stadt. Erst im 19. Jahrhundert nach der Lockerung der Niederlassungsbeschränkungen für Juden in Westfalen entstand in Drensteinfurt eine kleine jüdische Gemeinde. 1811 fand in Telgte ein Judenlandtag statt, auf dem über die Tilgung der Korporationsschulden, die noch ausstehenden Geleitgelder aus der Zeit der Unfreiheit, beraten wurde. Salomon Lazarus und Herz Isaak aus Drensteinfurt gehörten zu den Teilnehmern des Landtags.

Die Religionsausübung

1816 wohnten zwei jüdische Familien mit insgesamt 14 Personen in der Stadt, die zu der Zeit 1020 Einwohner zählte. Die fünf Schulkinder der beiden Familien besuchten die christlichen Schulen. Sie wurden durch einen Privatlehrer in jüdischer Religion und im Hebräischen unterrichtet. Mindestens seit 1826 gab es einen jüdischen Friedhof, der etwa 1km vor den Toren der Stadt in unmittelbarer Nähe eines früheren Hinrichtungsplatzes angelegt wurde. Zum Gottesdienst mussten die Drensteinfurter Juden die Synagoge in Herbern oder Sendenhorst aufsuchen, da es hier keinen Betsaal gab. Außerdem war die Gemeinde anfangs zu klein, um der Vorschrift des "Minjan" zu genügen, das heißt, es gab nicht die vorgeschriebene Anzahl von 10 religionsmündigen Männern, die bei einem Synagogengottesdienst anwesend sein müssen. 1834 bekleidete Samuel Leser das Amt des Synagogenvorstehers. In dieser Eigenschaft erklärte er sich damit einverstanden, dass das jährliche Gehalt des Landrabbiners Abraham Sutro von 350 rt auf 500 rt erhöht würde.

Die Annahme festbestimmter Familiennamen

Nach der Kabinettsorder vom 31. Oktober 1845 mussten die Juden festbestimmte Familiennamen annehmen, um durch die Angleichung an die Namengebung der übrigen Bevölkerung die Arbeit der Verwaltungsbehörden zu erleichtern. 1846 wurden im Amtsblatt der Königlichen Regierung 10 selbstständige Juden in Drensteinfurt mit ihren festbestimmten und erblichen Familiennamen aufgeführt: David Löwenstein, Moses Löwenstein, Rosa Löwenstein, Meyer Wallach, Samuel Leser Reinhaus, Leser Reinhaus, Jacob Reinhaus, Isack Reinhaus, Abraham Terhogt, Benjamin Terhogt. Mit Ausnahme von Meyer Wallach und Rosina Löwenstein wird für alle die Berufsbezeichnung Händler angegeben. Zum Amt Drensteinfurt gehörten damals auch Walstedde und Bockum. Der

aus Bork stammende Metzger und Kaufhändler Levi Moses, der etwa 1835 nach Walstedde gezogen war, nannte sich jetzt Moses Weinberg, der Krämer David Isack aus Bockum nahm den Familiennamen Blumenthal an

Die Bildung der Synagogenbezirke im Kreis Lüdinghausen

Nach dem preußischen Gesetz vom 23. Juli 1847 sollten selbstständige Synagogengemeinden unter Beachtung der Kreisgrenzen gebildet und die Juden durch Protokollanhörungen daran beteiligt werden. Im Kreis Lüdinghausen lebten insgesamt 312 Juden. Die 26 Drensteinfurter Juden sprachen sich für die Bildung nur einer Synagogengemeinde im Kreis Lüdinghausen aus, um so die finanzielle Belastung der einzelnen Untergemeinden gering zu halten. Allerdings konnte innerhalb der Drensteinfurter Judenschaft keine Einigkeit über den Zusammenschluss mit einer anderen Gemeinde erreicht werden. Die weiteren Verhandlungen über die Bildung der Synagogenbezirke im Kreis Lüdinghausen wurden durch die Märzrevolution von 1848 unterbrochen und erst 1854 zum Abschluss gebracht. Die Judenschaft des Kreises sprach sich für die Bildung zweier Synagogenbezirke mit den Hauptorten Werne und Olfen aus. Drensteinfurt wurde wie auch Walstedde, Bockum und Herbern Untergemeinde von Werne. Leser Reinhaus gehörte 1856 dem Vorstand der neugebildeten Synagogengemeinde Werne an. Benjamin Terhoch wurde in die Repräsentantenversammlung gewählt. 1861 nach dem Tode des Leser Reinhaus waren die Drensteinfurter Juden jedoch nicht mehr im Vorstand vertreten.

Der Bau der Synagoge

Etwa zu dieser Zeit fasste die Drensteinfurter Judenschaft den Plan, ein eigenes Bethaus zu errichten, obwohl zur Gemeinde nur sieben Familien gehörten. Malchen Reinhaus, die Witwe des verstorbenen Synagogenvorstehers kaufte 1870 für 210 Thlr. ein Gartengrundstück vom Schuster Everhard Klaverkamp. Das unweit der katholischen Kirche gelegene quadratische Grundstück war nur 68 qm groß. Um die geschätzten Baukosten von 1689 Thlr. 9Sgr. 7Pf. aufzubringen, hielten die Drensteinfurter Juden eine Haussammlung bei den jüdischen Bewohnern der Provinz Westfalen ab, die im Amtsblatt der Königlichen Regierung für den November 1870 angekündigt wurde. Im Baufonds waren bereits 200 Thlr. angespart und die Gemeindeglieder hatten sich verpflichtet, 500 Thlr. durch freiwillige Spenden aufzubringen. Zwei Jahre später war der an einer schmalen Gasse hinter der katholischen Kirche gelegene Synagogenbau vollendet.

Exkurs: Architektur der Landsynagoge Drensteinfurt

Das kleine Backsteinhaus wurde vermutlich ohne die Mitwirkung eines Architekten von einem ortsansässigen Maurermeister gebaut. Das auf einem niedrigen Sockel errichtete Gebäude weist Elemente des Rundbogenstils auf und fügt sich unauffällig in die Reihe der Nachbarhäuser ein. Nur das Walmdach, das durch seine Form die Geschlossenheit des Gebäudes betont, verleiht ihm ein wenig den Charakter des Außergewöhnlichen. Außerdem ermöglichte es die Gestaltung eines Mulden- oder Spiegelgewölbes, wie es in

der Drensteinfurter Synagoge anzutreffen ist. Die zweiflügelige Tür an der Südseite des Gebäudes bildet den einzigen Zugang. Sie ist von einer in gelbem Sandstein ausgeführten Laibung eingefasst, die über dem Rundbogenoberlicht die hebräische Inschrift trägt: Das ist die Tür zu IHM. Bewährte kommen darein (Übersetzung von Buber). Außer diesen hebräischen Schriftzeichen deutet nichts auf die Bestimmung des Gebäudes als jüdisches Bethaus hin. Nach der Einteilung von Altaras gehört es zum einfachen Typ der Landsynagogen, die nur einen Betsaal und einen Vorraum beherbergen. Der kleine noch bis zur Restaurierung vorhandene Vorraum, der allerdings eher einem Windfang glich, wurde bei der Restaurierung (1989-92) nicht wieder hergestellt.

Im Innern des Gebäudes führt ein gewundener Treppenaufgang links neben der Tür zur Frauenempore an der Westseite. Die hölzerne Empore ist fest in der Wand verankert und wird zusätzlich von zwei marmorierten Säulen mit römisch-dorischen Kapitellen gestützt. Trotz der dichten Bebauung in der engen Gasse erhält die Synagoge durch die vier hohen Rundbogenfenster – je eines an der Süd- und Westwand und zwei an der Nordwand – relativ viel Licht. Mit ihrer an romanische Fenster erinnernden Gliederung in 15 quadratische Flächen in drei Reihen und einer halben Rosette im Rundbogenabschluss bilden sie ein auffälliges Schmuckelement in dem schlichten Raum. Wände und Deckengewölbe sind verputzt und tragen einen pastellfarbenen Anstrich, der den Raum größer erscheinen lässt. Der einzige Schmuck der beigefärbten Wände sind schmale graue Rahmenlinien und eine umlaufende gelbe Holzleiste zwischen den Wänden und der als Spiegelgewölbe ausgeführten Decke. Der ebene Teil der Decke ist hellblau, allerdings ohne die damals üblich Sternbemalung. Er wird durch ein umlaufendes Mäanderband und ein schmales Schachbrettfries umrahmt. Der sich nach außen anschließende gewölbte Teil der Decke ist rosafarben und mit einem floralen Fries in dunklerem Rosa zur Decke und zur Wandseite hin versehen. Der Thoraschrein stand an der fensterlosen Ostwand des Betsaals. Heute bezeichnet eine große weiße Fläche diese Stelle. Das Vorlesepult stand nicht wie in traditionellen Synagogen üblich mitten im Raum, sondern befand sich zur Raumersparnis direkt vor dem Thoraschrein. Von der Decke hing ein Kronleuchter, das Ewige Licht, der bei der Einweihung der Synagoge, wenn die Thora-Rollen in den Schrein gelegt wurden, angezündet wurde. (Die ewige Lampe soll an die Menorah im Tempel erinnern. Sie wird auch als Zeichen des Gesetzes, das die Juden zu befolgen haben, gedeutet.) Außerdem gab es an der Süd- und Nordwand je zwei hölzerne Wandleuchter, die nach der Vorschrift auch bei Tageslicht während des Gottesdienstes zu brennen hatten. Der Hauptraum und die Frauenempore waren wie in christlichen Kirchen mit Sitzbänken ausgestattet, die etwa 20 bis 30 Menschen Platz boten.

Die Drensteinfurter Synagoge weist mit den beiden Öffnungsschächten in der Decke über der Empore eine Besonderheit auf, die bisher noch nicht restlos geklärt werden konnte. Obwohl heute keine Vorrichtungen mehr zur Öffnung der beiden Schächte vorhanden sind, erscheint die Erklärung der jüdischen Überlebenden aus Drensteinfurt, Herta Herschcowitsch, einleuchtend. Nach ihrer Erklärung dienten die Schächte zur Feier des Laubhüttenfestes in der Synagoge. Die Laubhütte wurde auf der Empore aufgebaut, da die jüdische Gemeinde keinen Hof oder Vorplatz an der Synagoge besaß, wo sie hätte errichtet werden können. Dann wurden die Luken über der Empore geöffnet und einige Ziegel abgedeckt, um das Fest nach der religiösen Vorschrift “unter freiem Himmel” zu feiern.

Die Drensteinfurter Synagoge ist ein einfacher, aber den Ansprüchen der kleinen jüdischen Landgemeinde genügender Bau, der in seiner Architektur ein gestiegenes Selbstbewusstsein und das Anpassungsvermögen der in der Kleinstadt lebenden Juden widerspiegelt. Darüber hinaus zeigt sich an der Baugestaltung einerseits die Bindung an die jüdische Tradition, andererseits aber auch der Beginn eines liberalen Religionsverständnisses. Unter architektonischem Aspekt vermittelt das auf den ersten Blick unscheinbare Gebäude durch die Verbindung von strenger Symmetrie mit sparsamer Verwendung von Schmuckelementen der Neuromanik den Eindruck großer Geschlossenheit und ästhetischer Wirkung.

Die Einweihung der Synagoge

Die Drensteinfurter Synagoge wurde am 6. Juli 1872 eingeweiht. Dieses Ereignis fand in der überregionalen jüdischen Wochenzeitung "Der Israelit" besondere Beachtung, weil die Einweihungsfeier an einem Sabbath und noch dazu in einer sehr "weltlichen" Form stattfand. Der "Israelit" verurteilte eine solche Feier als Sabbath-Entweihung, wie in dem folgenden Zitat des Zeitungstextes deutlich wird: In Drensteinfurt, Reg.-Bez. Münster ist am Sabbath, Wochenabschnitt Korach die neuerbaute Synagoge eingeweiht worden. Mit der Einweihungsrede hatte man den Seminar-Director Dr. Kroner aus Münster betraut. Derselbe war aber nicht erschienen, weil die Gemeinde D. die beabsichtigten Feierlichkeiten, wie Ball, Concert u. dgl. andere Dinge, bei denen eine Sabbath-Entweihung nicht vermieden werden kann, zu sistieren sich nicht entschließen wollte. Ein solches Verfahren des Dr. K. verdient alle Anerkennung. Der "Israelit" vertrat eine konservative Religionsauffassung, die zu der Zeit nicht mehr von allen jüdischen Gemeinden geteilt wurde. So hatte z. B. vier Jahre zuvor die jüdische Gemeinde in Hamm die Einweihung ihrer neuerbauten Synagoge in ganz ähnlicher Weise begangen. Der dazu geladene Rabbiner Dr. David Rothschild hatte indessen keine Bedenken, bei dieser Feier als Festredner aufzutreten.

Sechzehn Jahre nach der Einweihung der Synagoge reichte die inzwischen erheblich vergrößerte jüdische Gemeinde eine Synagogen-Ordnung zur Genehmigung bei der Königlichen Regierung in Münster ein. Darin wurden der Ablauf des Gottesdienstes geregelt und die Pflichten und Rechte des Vorstands wie auch der Gottesdienstteilnehmer festgelegt. Danach erhielt z. B. jedes Gemeindemitglied über 14 Jahre einen bestimmten Sitzplatz zugeteilt. Diese Regelung galt nicht für den Vorstand. Ab 1890 wurde eine Steuer auf die Plätze erhoben.

Die Gründung einer selbstständigen Synagogengemeinde Drensteinfurt

Im Zusammenhang mit der raschen Blüte des Strontianitbergbaus in Drensteinfurt war um 1880 ein starker Bevölkerungszuwachs in der Stadt zu verzeichnen. 1884 erreichte auch die Zahl der jüdischen Einwohner mit 54 Personen ihren Höhepunkt. Vermutlich aus diesem Grunde beantragte 1888 Selig Reinhaus in seiner Eigenschaft als Gemeindevorsteher die Bildung einer selbstständigen Gemeinde Drensteinfurt. Der Antrag wurde allerdings nicht von allen Gemeindemitgliedern unterstützt. Bei dem

Abstimmungsergebnis ist bemerkenswert, dass Lena Reinhaus 19 Jahre nach dem Tode ihres Mannes sein Stimmrecht wahrnehmen konnte. Nachdem eine vorschriftsmäßige Gemeindegatzung vorlag, genehmigte die Königlische Regierung am 27.11.1890 den Antrag. Die neugegründete Synagogengemeinde umfasste Drensteinfurt mit Walstedde als Obergemeinde und Sendenhorst mit Enniger und Ennigerloh als Untergemeinde. Die ersten Wahlen zum Vorstand und zur Repräsentantenversammlung fanden am 12.02.1891 statt. In den Vorstand wurden gewählt: 1. Selig Reinhaus (Drensteinfurt) 2. Isaak Leffmann (Sendenhorst) 3. Heimann Zilversmidt (Drensteinfurt) und Levy Stern (Sendenhorst) als Stellvertreter.

Im selben Jahr wurde auch der jüdische Friedhof erheblich erweitert und aus hygienischen Gründen in seinem neuen Teil aufgeschüttet. 1894 fand dort die erste Beisetzung statt.

Der Verlust der Selbstständigkeit

Bereits neun Jahre nach der Gemeindegründung war es aufgrund der sinkenden Mitgliederzahlen in den beiden Orten Drensteinfurt und Sendenhorst nicht mehr möglich, die Wahlen vorschriftsmäßig abzuhalten. Nur durch eine Sondergenehmigung des Regierungspräsidenten konnte der drohende Verlust der Selbstständigkeit zunächst abgewendet werden. Da sich der erhoffte Zuzug neuer Gemeindeglieder nicht einstellte, sondern sich die Anzahl jüdischer Einwohner weiter verringerte – 1908 gab es in Drensteinfurt nur noch acht Wahlberechtigte -, beantragte der Gemeindevorstand die Zusammenlegung mit einer anderen Synagogengemeinde. 1909 wurde Drensteinfurt mit der Synagogengemeinde Ahlen vereinigt. Diese Eingliederung in den Synagogenverband Ahlen war jedoch nur von formaler Bedeutung, da die Drensteinfurter Juden ihre Gemeindegangelegenheiten weiterhin selbstständig regelten und auch keinerlei Mitbestimmungsrecht in der Synagogengemeinde Ahlen besaßen. Nach dem Tode des Vorstehers Selig Reinhaus (1903) übte Moses Terhoch dieses Amt bis 1922 aus. Sein Nachfolger war Simon Terhoch. Nach seiner Emigration im Dezember 1938 gab es keinen Gemeindevorsteher mehr in Drensteinfurt.

Durch Gesetz vom 28.03.1938 verlor die Synagogengemeinde Drensteinfurt wie alle anderen jüdischen Kultusgemeinden ihren Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts und wurde zu einem Verein bürgerlichen Rechts herabgestuft. Die wenigen Juden, die 1938 noch in Drensteinfurt lebten, mussten nach einer Verordnung des Reichsbürgergesetzes vom 4.7.1939 Mitglieder der unter staatlicher Aufsicht stehenden "Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" werden.

Die Berufstätigkeit

Auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die meisten Drensteinfurter Juden als Metzger oder/ und im Handel tätig. Die Familien Terhoch, Samuel und Salomon handelten mit Vieh, während die Familien Reinhaus und Spiegel mit Textilien handelten. Drensteinfurt war jedoch zu klein, um der nachwachsenden Generation ausreichende Möglichkeiten zum Erwerb des Lebensunterhalts zu bieten. Deshalb wanderten viel der jungen Leute aus der Stadt ab. So trat Max, der älteste Sohn der Familie Samuel eine

Lehrerstelle in Essen an, nachdem er an der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster eine Ausbildung als Volksschullehrer absolviert hatte. Sein Bruder Louis ging nach Münster und übernahm dort eine Metzgerei. Hugo Terhoch, ein Sohn des Moses Terhoch aus zweiter Ehe, eröffnete ein Geschäft in Lünen. Fast alle Töchter der jüdischen Familien zogen nach ihrer Heirat aus Drensteinfurt fort. Nicht alle jüdischen Händler, die in Drensteinfurt geblieben waren, fanden hier ein genügendes Auskommen. A. Spiegel etwa konnte sein Manufakturwarengeschäft, das er mit einem Kompagnon eröffnet hatte, nicht halten und zog daraufhin nach Sterkrade.

Selig Reinhaus besaß mindestens seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein gutgehendes Manufakturwarengeschäft. Durch Heirat ging dieses Geschäft an Siegfried Terhoch über, der den Textilhandel mit dem Viehhandel kombinierte. Seine Brüder Simon, Alex und Hubert spezialisierten sich auf den Handel mit Rindern bzw. Pferden. Nach dem 1. Weltkrieg, an dem alle Brüder teilgenommen hatten, bauten sie ihre Geschäfte durch Geschick und Fleiß weiter aus. So führten sie Magervieh aus Ostpreußen ein, verkauften es zur Mast an die hiesigen Bauern und brachten es später auf den großen Fettviehmärkten wieder zum Verkauf. In den 30er Jahren eröffnete Emma Terhoch eine Schneiderwerkstatt, die sie bis zum Entzug des Gewerbescheins im Jahre 1938 recht erfolgreich führte. Ihre Schwester Else Terhoch war vor ihrer Heirat und dem Wegzug nach Münster Kontoristin. Jenny Levy, die Tochter Johanna Salomons aus erster Ehe, arbeitete als Weißwarenverkäuferin im Geschäft Wolff&Co in Münster, bis sie nach der Arisierung des Geschäfts entlassen wurde. Sie ging jetzt als Hausangestellte nach Köln, verlor aber Ende 1938 vermutlich aufgrund der Ereignisse während des Reichspogroms wiederum ihre Arbeitsstelle. Frieda Salomon und ihre Schwester Herta, die 1938 bzw. 1939 aus der Schule entlassen wurden, erhielten keine Berufsausbildung mehr.

Verfolgung der Juden in der NS-Zeit – Der Reichspogrom von 1938

Zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft waren die jüdischen Bürger Drensteinfurts relativ gut in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben der kleinen Stadt integriert. Sie stammten aus alteingesessenen Familien, die teilweise bereits seit 100 Jahren in Drensteinfurt wohnten. Durch den Besuch der christlichen Schulen, die Mitgliedschaft in Vereinen und den Textil- und Viehhandel waren inzwischen enge gesellschaftliche und wirtschaftliche Beziehungen geknüpft worden. Vor allem das soziale Engagement für das Marienhospital hatte den Juden die Achtung und Anerkennung der christlichen Mitbürger verschafft. Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft im Jahre 1933 begannen auch in Drensteinfurt Ausgrenzung und Verfolgung der Juden, die im Reichspogrom von 1938 einen schrecklichen Höhepunkt fanden. SA- und SS-Leute überfielen fast alle jüdischen Familien in ihren Häusern, misshandelten sie schwer und trieben sie in die Synagoge, wo sie einen "Gottesdienst" abhalten mussten. Die misshandelten Menschen suchten später Zuflucht im Marienhospital. Der Drensteinfurter Arzt Dr. Metzger behandelte dort ihre Verletzungen und schützte sie vor ihren Verfolgern. Diese verwüsteten das Innere der Synagoge. Die Thorarollen wurden geschändet, Bänke und Thoraschrein zerschlagen, die Kultgegenstände entwendet. Die Frauenempore blieb jedoch unversehrt.

Am nächsten Tag wurde ein Teil des zerbrochenen Mobiliars auf dem Marktplatz verbrannt. Dabei konnte von Drensteinfurter Bürger(n) ein Pentateuch heimlich beiseitegeschafft und versteckt werden. Er wurde erst in den neunziger Jahren wiederentdeckt. Auch die Thorarollen wurden gerettet. Der Rabbiner Dr. Voos aus Münster ersuchte im September 1939 bei der Devisenstelle um die Genehmigung nach, die Drensteinfurter Thorarollen nach Buenos Aires an Dr. Steinthal, der einige Jahre zuvor emigriert war, zu schicken. Leider konnte bisher nicht geklärt werden, wie die Thorarollen nach Münster gelangten waren und ob sie tatsächlich nach Argentinien geschickt wurden.

Unterdrückung und Isolierung von 1938 – 1941

Ende des Jahres wanderten die Familien Terhoch mit 14 Personen nach Uruguay aus. Die hier verbliebenen jüdischen Bürger waren einer zunehmenden Unterdrückung in allen Lebensbereichen ausgesetzt, so dass sie ihr Leben schließlich in fast vollkommener Isolierung und unter unerträglichen Bedingungen führten. Herta Salomon und ihre Cousine Fanny Irma mussten die Volksschule in Drensteinfurt verlassen und die jüdische Schule in Münster besuchen. Im Zuge der Arierisierung jüdischen Vermögens waren die Familien Berta Terhoch und Johanna Salomon gezwungen, ihre Häuser zu verkaufen und unter zunehmend menschenunwürdigen Bedingungen zur Miete zu wohnen. Siegmund Salomon musste 1939 in Vertretung der jüdischen Gemeinde die Synagoge verkaufen. Man entzog ihm wie auch der Schneiderin Emma Terhoch die Gewerbeerlaubnis. Er wurde zur Zwangsarbeit beim Bau des Kanals in Hilstrup herangezogen. Auch Herta und Frieda Salomon wurden ab 1941 zu "kriegswichtiger Arbeit" bei Winkhaus in Münster dienstverpflichtet. Der Mangel an Erwerbsmöglichkeiten hatte zumindest bei den Familien Salomon eine weitere Verarmung zur Folge. Ständig gab es neue Anordnungen, die das Leben darüber hinaus unerträglich machten. So wurde der freundschaftliche Umgang mit Juden unter Strafe gestellt, eine Ausgangssperre ab 20.00 bzw. 21.00 Uhr eingeführt, Radiogeräte konfisziert, das Tragen des Judensterns angeordnet u.a.m. Die Maßnahmen zur Isolierung der jüdischen Bürger waren so wirksam, dass viele Drensteinfurter später glaubten, nach dem 9.11.1938 habe es keine Juden mehr in Drensteinfurt gegeben.

Die Deportation

Ende 1941 erhielten die Drensteinfurter Juden den "Evakuierungsbefehl". Aufgrund der Anordnungen über das mitzuführende Gepäck glaubten sie an den Transport in ein Arbeitslager. Am 11.12.1941 wurden die letzten zehn Drensteinfurter Juden mit den übrigen jüdischen Bürgern des Kreises Lüdinghausen nach Münster gebracht und von dort nach Riga deportiert. Neun von ihnen kamen in den Konzentrationslagern von Riga, Auschwitz und Stutthof um: Johanna Salomon mit ihren Töchtern Frieda und Jenny sowie dem Schwiegersohn Rudolf Seelig, die Schwestern Emma und Helene Terhoch, Siegmund Salomon mit seiner Frau Else und der Tochter Fanny Irma. Nur Herta Salomon, die als 17-jähriges Mädchen deportiert worden war, überlebte. Über ihre Leidenszeit in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten im Osten hat sie 1987

einen Bericht verfasst. Herta Salomon kehrte im Mai 1945 nach Drensteinfurt zurück, weil sie hoffte noch Überlebende ihrer Familie zu finden. Da sie keine Familienangehörigen mehr antraf und sie in ihrem Elternhaus nicht mehr wohnen konnte, ging sie in ein Flüchtlingslager. Nach der Gründung des Staates Israel wanderte sie mit ihrem Mann, den sie im Flüchtlingslager kennengelernt hatte, nach Israel aus.

Veröffentlichungen:

Bockholt, Werner, Der jüdische Friedhof in Drensteinfurt - Eine Bestandsaufnahme. Veröffentlichung des Drensteinfurter Stadtarchivs, Drensteinfurt 1990.

Gabriel, Peter, Hier ruht unser lieber Vater. Der jüdische Friedhof in Drensteinfurt, in: an Ems und Lippe. Heimatkalender für den Kreis Warendorf, 1987.

Gabriel, Peter, Wer wies den Wernern den Weg? Die Synagoge in Drensteinfurt - Lehrhaus der Geschichte, in: Jahrbuch Westfalen '94.

Omland, Kurt und Sabine, Dem Holocaust entkommen - Der Leidensweg der Drensteinfurter Jüdin Herta Salomon, in: Westfälische Forschungen, Bd. 38, Münster 1989.

Omland, Sabine, Zur Geschichte der Juden in Drensteinfurt 1811-1941, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Kreises Warendorf, Bd. 32, hg. vom Kreisgeschichtsverein Beckum-Warendorf e.V., Warendorf 1997.

Unterrichtsmaterialien:

Ein Besuch in der ehemaligen Synagoge Drensteinfurt. Didaktisch-methodische Hilfen zu einem fächerübergreifenden Unterrichtsvorhaben in der Grundschule, Münster 1996.